

LEBENSART

DAS MAGAZIN FÜR NACHHALTIGE LEBENSKULTUR

4|2018

Wohnungsmarkt

Steuern wir auf eine Blase zu?

Was kaufen Sie ein?

GÜTESIEGEL IM CHECK

Essen für Kinder

Was sie stärkt und was sie schädigt

Süß ohne Zucker

Was können die Ersatzstoffe?

Rezepte gegen Klimawandel

Steigender Meeresspiegel, Versalzung des Bodens, extreme Wetterbedingungen – angesichts des Klimawandels hören wir von den Inseln im Südpazifik nur eines: Sie werden untergehen. Doch statt aufs Ende der Welt zu warten, stellen sich kreative Inselbewohner den Herausforderungen. Doris Neubauer erzählt ein paar ihrer Geschichten.

DORIS NEUBAUER



Die Tanks der farbenfrohen Kanus in der Bucht der Insel Supizae sind immer voll. Allzeit bereit hängen die Außenmotoren in den Holzbooten. „Die Insel würde keinem Tsunami standhalten. Nicht ein einziger Baum würde übrig bleiben“, erzählt Jimmy Usilbatu und macht einen Schluck von seinem Moringa-Tee, „deshalb fliehen bei einer Tsunamiwarnung alle auf die Nachbarinsel.“ Alle außer Jimmy. „Die Natur würde mir ein Zeichen geben, wann ein Tsunami kommt“, ist der 58-Jährige überzeugt. Bisher hat sie ihn nicht enttäuscht – zumindest, was Tsunamis angeht. Seit Jahren schlägt Mutter Natur in der Provinz Choiseul im Westen der Salomonen Kapriolen. Heftige Regenfälle in der sogenannten Trockenzeit zwischen Juni und November sowie unvorhersehbare Hitzeperioden, die die Wasservorräte zum Ersticken bringen, lassen viele ratlos dastehen. Während ihre Großeltern wussten, wann welches Gemüse anzubauen war, können sie sich auf die Saisonen nicht

mehr verlassen. Wetterextreme, steigender Meeresspiegel und die zunehmende Versalzung des Bodens führen zu Missernten und einer Abhängigkeit von importierten Lebensmitteln. Statt sich traditionell von Taro, Yams oder Bohnen zu ernähren, greifen die Menschen vermehrt zu Thunfisch in Dosen, Fertignudeln und geschmacklosen Keksen. Diabetes und Kinderkrankheiten nehmen laut „United Nations“ zu, ganz zu schweigen von den unübersehbaren Abfallbergen, die wegen fehlender Alternativen immer höher werden. Es ist ein er- und abschreckendes Szenario, auf das ich auf meiner Reise auf die Inseln im Südpazifik treffe. „Viele Menschen leben in den Tag hinein, ohne die Veränderungen zu begreifen“, bringt Jimmy eine weitere Gemeinsamkeit auf den Punkt. „Sie wissen nicht, was sie tun sollen. Viele reden über Klimawandel, sie sehen und spüren die Veränderung, aber sie können sich den Grund dafür nicht erklären. Sie machen weiter wie bisher.“

„WIR KÖNNEN NICHT ZU UNSERER TRADITIONELLEN LEBENSWEISE ZURÜCKKEHREN“

Wie so oft ist Jimmy eine Ausnahme. Der Geschäftsmann, der dank seiner Läden in der Provinzhauptstadt Taro das Studium seiner Kinder finanzieren konnte, hat in den letzten Jahren sein Leben umgekrempelt. „Es ist unrealistisch zu glauben, dass wir zu unserer traditionellen Lebensweise zurückkehren können“, ist sich der achtfache Vater bewusst. „Wir können auch den Großmächten nicht befehlen, die Produktion von Nahrungsmitteln einzustellen. Wir kaufen sie ja. Doch jeder kann sich ein wenig anpassen: Einfacher leben, nicht so viel Gas kaufen und wieder zu unseren lokalen Lebensmitteln greifen.“

Ausgerechnet er, der die importierten Cracker und Rindfleisch in Dosen verkauft – „Ich muss schließlich Geld verdienen!“ –, plädiert für Selbstversorgung und ist zum passionierten Landwirt geworden. Doch er wäre



Links: Jimmy Usilbatu auf den Salomonen.
Der Westen der Inselgruppe leidet unter heftigen Regenfällen und Hitzeperioden.

Oben: Jimmy sucht nach neuen Anbaumethoden
und nutzt das Sumpfgebiet im Landesinneren.

nicht Jimmy, würde er dabei alles so machen wie andere. Statt das Land an den Küsten zu bewirtschaften, das mit steigendem Meeresspiegel immer rarer wird, nutzt er das Sumpfgebiet, das große Teile des Landesinneren der Inseln Choiseuls ausmacht und brach liegt – von Schweinehaltung einmal abgesehen. „Die Erde stellte sich als sehr fruchtbar heraus“, erkannte der studierte Landwirt, „das einzige Problem war die Nässe.“ Also grub er Sumpferde aus, ließ sie in der Sonne trocknen und verteilte sie schichtweise in eigens gezimmerten Holzkisten. „Zuerst kam Gartenerde“, hatte Jimmy bald schon die ideale Mischung gefunden, in der seine zuvor in einer kleinen Gärtnerei gezüchteten Melanzani-, Tomaten- oder Kohlsetzlinge am besten gediehen, „dann habe ich

die getrocknete Sumpferde darüber geschichtet und die zwei Wochen alten Setzlinge eingepflanzt.“ Seine Landwirtschaft war bald so ertragreich, dass sie neugierige Nachbarn anlockte, die die Methode lernen wollten. „Für diese Beratungen verlange ich nichts“, betont der 58-Jährige und kaut an seiner Betelnuss. „Ich gebe von Herzen. Darauf kommt es letztendlich an: Uns gegenseitig zu helfen.“

HYDROPONIC – GARTENBAU OHNE ERDE SPART FRISCHWASSER

Seinen Landsleuten helfen, das ist auch Ziel von Eritai Kateibwi. Als der leidenschaftliche Fischer und Taucher im Jahr 2013 seine Insel Marakei in Kiribati verließ, um an der „Brigham Young University Hawaii“ seinen Ba-

chelor in Finanzen zu machen, hatte er vor, bei seiner Rückkehr ein Resort aufzumachen. Es sollte anders kommen. „Als Teil des Sustainable World Action and Technology Teams (SWATT) an der Uni arbeitete ich mit einem Mentor bereits an meinem Vorhaben“, erzählt der heute 29-Jährige, „da tauchte wie aus dem Nichts die Idee mit Hydroponic auf. Ich wusste, das ist genau das, was wir auf Kiribati brauchen.“ Tatsächlich scheint das System des erdelosen Gartenbaus wie gemacht für den dicht bewohnten Inselstaat: Mithilfe von Sonnenkraft kann jeder auf engem Raum Gemüse anbauen und nicht nur Zeit wie Raum sparen, sondern vor allem kostbares Frischwasser. Genauer gesagt 90 Prozent dessen, was im traditionellen Anbau benötigt wird. „Hydroponics an sich sind nichts Neues“, beschreibt Eritai sein Projekt „Te Maeu“ (Anm.: „Leben“), das er im eigenen Garten getestet hat, „aber mithilfe meiner Mentoren und Kollegen haben wir ein modulares System entwickelt, das jeder 8-Jährige verstehen und bedienen kann.“ Genau das ist der Plan: Bis 2030 möchte Eritai alle 110.000 Einwohner Kiribatis mit Hydroponic-Einheiten versorgen. Zwei pro Haushalt sollen – je nach Einsatz – nicht nur die eigenen Bedürfnisse stillen. Der Überschuss könne verkauft werden und Einkommen generieren, hofft Eritai.

„Die Reaktion der Menschen ist fantastisch“, freut sich der Social Entrepreneur über erstes Feedback. „Ihre Augen leuchten. Es ist wunderbar.“ Nicht nur bei seinen Landsleuten wird die Idee begeistert aufgenommen. Ende 2017 wurde der Change-Maker vom „United Nations Environmental Program“ zu einem von sechs „Young Champions of the Earth“ gekürt. Der Preis brachte neben Business-Trainings ein willkommenes Startkapital: Mit dem Preisgeld von 15.000 US-Dollar konnte Eritai 500 Hydroponics-Einheiten kaufen.



Oben: Eritai Kateibwi: „Hydroponic ist genau das, was wir auf Kiribati brauchen.“

Rechts: Das System funktioniert ohne Erde und spart Frischwasser.





Mit Hydroponic kann jeder auf engstem Raum Gemüse anbauen.



Zucchini mit Blüte und Früchten.

„Im Moment sind meine zwei Mitarbeiter und ich dabei, das Modell in den Communities vorzustellen“, erklärt Eritai. 95 AUD (umgerechnet rund 48 Euro) – so viel wie drei 20-Kilo-Packungen Reis – kostet eine Einheit. „Wir wollten, dass es ihnen etwas weh tut – damit sie es auch wertschätzen. Wir möchten, dass sie stolz darauf sind“, ist der Preis bewusst kalkuliert. „Vor allem wenn Ausländer etwas gratis verteilen, hat das in Kiribati keinen Wert.“ Damit nicht genug, bekämen sie etwas für ihr Geld. Neben der Einheit selbst, deren Lebensdauer zehn Jahre beträgt, sind Trainings, zweimal wöchentliche Kontrollen im ersten Monat und Reparaturen sowie Ersatzsaatgut im Package mit dabei. „Wir möchten den Erfolg sicherstellen“, betont Eritai, „deshalb wollen wir mit ihnen verbunden bleiben und Zeit mit ihnen verbringen. Wir wollen, dass sie das Ganze an ihre Kinder weitergeben.“ Dazu gehört es auch Partner zu finden, die den Menschen zeigen, wie sie das frische Gemüse zubereiten können. Die ersten dreißig Einheiten hat Te Maeu bereits verkauft. Nicht genug für Eritais Geschmack: Um sein Ziel bis

2030 zu erreichen, müssten es 100 Einheiten pro Monat sein. Ein notwendiger An Schub könnte jetzt seitens der Regierung kommen, wurde die Idee doch ins Klimaschutzprogramm Kiribatis aufgenommen. Auch der Zuspruch durch die Nachbarn im Südpazifik wie Tuvalu und Nauru lässt hoffen. Doch egal was die Zukunft für seine Hydroponics vorhat, von einem ist Eritai überzeugt: „Seitdem ich diese einfache Methode gefunden habe, habe ich persönlich keinen Zweifel mehr, dass unsere Inseln auch noch in 30 Jahren da sind.“

„Ich habe erkannt, dass ich nicht alle unsere Probleme lösen kann, aber ich kann der Welt zeigen, dass wir nicht passiv untergehen.“

ERITAI KATEIBWI

Eine so zuversichtliche Aussage höre ich nicht zum ersten Mal. Angesichts

der Schlagzeilen von untergehenden Pazifikinseln und all der Probleme, die unter dem großen Begriff „Klimawandel“ zusammengefasst werden können und von den Salomonen bis nach Kiribati zweifellos vorhanden sind, kommt sie genauso überraschend wie der Tatendrang sowie die Motivation der Bewohner. Jimmy und Eritai sind nur zwei von vielen, denen ich auf meiner Reise im Südpazifik begegnet bin. Zwei von vielen, die deutlich machen: So unterschiedlich die Menschen, ihre Lebenssituationen und ihre Ideen sind, sie warten weder aufs Ende der Welt, noch auf ihre Regierungen oder westliche Nonprofit-Organisationen. Sie stellen sich mit offenen Augen wie Herzen den Herausforderungen. „Ich habe erkannt, dass ich nicht alle unsere Probleme lösen kann“, bringt Eritai auf den Punkt, was nicht nur für die Bewohner der Pazifikinseln gilt, „aber ich kann der Welt zeigen, dass wir nicht passiv untergehen. Und ich kann meinen Leuten Hoffnung geben: Ja, unsere Erde ist unfruchtbar geworden, aber jeder von uns kann und soll etwas tun.“ ←